

22. SONNTAG NACH TRINITATIS: MICHA 6,6-8

A SYSTEMATISCH-EXEGETISCH*

Wir flüchten uns gern in Rückfragen. Da hat einer wissen wollen, was gut und gerecht sei vor Gott. Und Jesus sagt: Liebe Gott und liebe deinen Nächsten. Klare Worte. Der Frager könnte sich bedanken, weggehen und hinfort so handeln. Stattdessen stellt er die Rückfrage: Wer ist denn mein Nächster? Und hofft wohl auf eine Liste – der – ja, der – nein ... –, die natürlich die klare Antwort beugen und ihr ihre Schärfe nehmen würde.

Das Unbequeme an Jesus ist: Er lässt uns so nicht davonkommen. Er „definiert“ nicht (deutsch: begrenzt), sondern er reißt die Grenzen ein: Sogar ein Samaritaner (also einem, der nahezu unberührbar war für die Frommen damals) kann zum Nächsten werden – passiv oder aktiv. Der Anspruch ist grenzenlos.

Oder der reiche Jüngling: Wie komme ich Gott nahe?, fragt er Jesus. Und Jesus sagt: Halte die Gebote. Als ob das nicht anspruchsvoll genug wäre! Aber der Jüngling bleibt stehen. Fragt nach. Gibt es nicht noch mehr ...? Vielleicht will er ein Geheimnis lernen, vielleicht will er auch nur die Zusage: Dich hat Gott sowieso besonders lieb. Aber Jesus weiß, was zwischen dem Reichen und Gott steht: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen. Dann wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Nähe zu Gott hat ihren Preis? Nein. Aber sie macht erst vollkommen glücklich, wenn ich frei dafür bin.

Und nun, lange vor Jesus beim Propheten Micha – eine gewaltige Szene: Gott hält Gericht. Er ist enttäuscht von seinem Volk, seinen Geschöpfen, und er fragt sie, warum sie so große Schwierigkeiten damit haben, in seiner Nähe zu bleiben und gut und gerecht zu sein in seinen Augen. Auch hier: Rückfragen. Ja, was sollen wir denn machen? Wir kennen deinen Willen nicht ... Das alles ist zu hoch, zu schwer, zu verwirrend für uns. Willst du vielleicht Opfer? Lämmer? Rinder? Unsere Kinder ...?

Micha gibt dieselbe Antwort wie Jesus: klar und radikal. Die Gebote halten, Liebe üben. Ein unendlicher Anspruch, elementar wie Wasser und Feuer. Ein Drittes kommt hinzu: *demütig sein vor deinem Gott*.

Das scheint auf den ersten Blick den religiösen Vorstellungen der Antike beschuldete, Göttern – und Königen –, die eifersüchtig auf ihre Ehre bedacht sind und darauf achten, dass die Menschen sich ihnen gegenüber angemessen klein machen.

Ich denke aber eher an Paulus: an die Erkenntnis, dass kein Mensch, wie sehr er sich auch bemüht, tatsächlich so gut, so gerecht sein kann, dass er Gottes Nähe *verdient*. Jeder Mensch ist angewiesen auf Gottes Gnade. Das sollte demütig machen – und zugleich dankbar.

Warum Jesus denen, die ihn nach Gott fragen, nicht ebenfalls von Demut redet? – Das macht er anders – dafür setzt er nicht das Wort, sondern sein Leben ein: indem er Wunden heilt und Wunder tut, Füße wäscht und Tränen trocknet. Indem er weint und bittet und doch am Ende sagt: „Vater, dein Wille geschehe.“ Amen

** Sorry, hier wiederhole ich, was ich 2009 in den „Andachten“ schon geschrieben habe; ich bin überrascht, wie gut (mir) das immer noch passt.*

B NARRATIVER ZUGANG

Ebenfalls 2009 habe ich erzählt, wie Micha dazu kam, sein berühmtes Gebot zu verkünden. Ich stellte ihn als Partner Jesajas dar und erzählte, dass sie sich trafen ... (heute verfügbar in: Die Bibel spricht. Worte des Lebens zum Lesen und Vorlesen, Göttingen 2011.)

Ich bin Micha aus Moreshet. Moreshet ist ein Dorf, nur eine Tagesreise von Jerusalem entfernt. Und doch: Was für ein Unterschied! Ich höre: Jerusalem ist reich und prächtig. Die Menschen essen Kuchen zum Frühstück und jeden Abend Hasenbraten. Wir in Moreshet: Wir essen Grütze.

Großvater sagt: Es könnte uns viel besser gehen. Wenn wir behalten dürften, was auf unseren Feldern und in unseren Gärten wächst. Aber das dürfen wir nicht. Die Herren in Jerusalem besitzen unser Land. Es gehört ihnen. Wie unsere Ernte. Wie auch wir.

Mein Vater ist schon lange tot. In meinem Garten wachsen Trauben. Ich ziehe ein kleines Lamm auf. Das wird einmal groß sein und Milch geben ... Ich habe manchmal dumme Träume: Dass meine Trauben für alle reichen, für uns und unseren Herrn. Dass ich ihm lächelnd davon gebe und er zu mir sagt: „Komm, teilen wir.“ Wir feiern dann ein Erntefest.

Wir leben im Krieg, Juda und Israel wollen sich nicht vertragen. So geht es hin und her. Die Opfer sind wir – so oder so: Soldaten ziehen umher. Ob Freund, ob Feind: Sie plündern Häuser und Gärten und töten die Schafe und Ziegen ... Ich habe manchmal dumme Träume. Dass alles anders wäre. Dass Groß und Klein und Feind und Freund an einem Haus zusammen bauten. Da saßen wir und feierten und weder Sonne noch Wolken könnten uns schaden.

Wir vertrauen auf Gott in Moreshet. Ich glaube, dass er machen kann, dass meine Träume Wahrheit werden. Wie unsre Alten sagen: Das Böse um uns her geschieht, weil die meisten in unserem Land Juda Gott vergessen haben. Doch Gott vergisst uns nicht.

Dann geschah etwas – das hat mich für immer verändert. Ich kann es nie vergessen. Es geschah in einem dünnen, trockenen Jahr, ich war noch fast ein Kind. Die Früchte im Garten und auf den Feldern wuchsen nicht recht. Wir hatten von allem zu wenig. Eines der Kinder war krank und der Heiler sagte: „Es ist viel zu schwach. Es müsste viel mehr essen.“

Da sandte Großvater mich nach Jerusalem. Ich sollte den Herrn bitten, dass er uns dieses eine Mal unsere Ernte behalten lässt. Dass wir nichts abgeben müssten – dieses eine Mal. Ich ging gern und ich machte mir keine Sorgen. Unsere Bitte war gerecht. „Gott hilft dir“, sagte Mutter.

So kam ich zum ersten Mal nach Jerusalem. Und Jerusalem war genau so prächtig, so reich und so schön, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich sah Frauen in teuren Gewändern, geschminkt und geschmückt. Ich sah Männer, die Opfertiere zum Tempel trieben. Ich hörte sie beten: „Dank, Gott, für unser Gold. Und dafür, dass du uns schützt. Nicht einmal Assyrien mit allen seinen Kriegern kann uns gefährlich werden.“ Ich sah die Männer vom Tempel zurückkommen, ohne ihre Tiere. Sie hatten sie für Gott verbrannt. „Wie gut, dass Gott uns lieber hat als die anderen Stämme“, sagten sie. „Mit uns wird's nie zu Ende gehen! Wir bringen Gott genug Geschenke.“

Da wollte ich fragen: Was hat denn Gott von euren toten Tieren? Hat Gott nicht zu Abraham gesagt: Nein, eure Opfer will ich nicht? Ich sagte aber nichts. Ich wusste ja: Die hohen Herren hören es nicht gern, wenn man es besser weiß als sie.

Dann stand ich vor dem Haus unseres Herrn. Was für ein Palast! Wie reich, wie vornehm! Voller Bewunderung trat ich ein. Ich verneigte mich vor dem Herrn und sagte ihm, dass es uns schlecht ging und dass wir ihm dieses eine Mal nicht abgeben konnten von unserer Ernte. „Bei Gott“, sagte ich. „Und um des Kindes Willen.“

Und dann geschah es: Der Reiche fing an zu lachen. Er lachte mich aus! „Mein Gott“, dachte ich, „der Mann hat alles, was er braucht. Wie kann er da nicht gnädig sein?“ Im Zorn hob ich die Hand und ballte eine Faust. Da war es mit dem Lachen aus! Der Herr ließ mich in Ketten legen. „Mein Gott!“, rief ich in meiner Not. „Duldest du ein solches Unrecht? Ich bin zwar nur aus Moreshet – aber auch Moreshet ist Juda! Auch wir sind deine Kinder!“

Ob Gott mich hörte, weiß ich nicht. Jedenfalls kam ich bald wieder frei. Ich lief nach Hause, ohne mich noch einmal umzusehen. Zu Hause herrschte Trauer. Das kranke Kind war tot. Und ich, ich hatte nur noch einen Traum: dass alle Reichen fallen! Arm sollten sie sein so wie wir und sehen, wie das ist: zu bitten und nur Spott zu ernten! Die sollten kommen und mich bitten. O Gott, wie würde ich lachen!

Unser Leben ging mühselig weiter. Kriege kamen und gingen, die Ernte war gut oder schlecht. Ich konnte gar nicht mehr schlafen vor Zorn! Die Sache mit dem Reichen und dem Kind – bleibt so ein Ungerecht einfach ungestraft? „Ich könnte es dem König sagen“, sagte ich zu meiner Mutter. „Der König könnte den Reichen bestrafen. Der König muss ein Ohr für alle haben, die zu seinem Volk gehören – ob sie reich sind oder arm.“

„So sollte es sein“, sagte Mutter. „Gott will es so. Aber, Micha, bedenke: Der reichste Mann im ganzen Land ist der König. Und wie man sagt, ist er ebenso ungerecht wie reich.“ Sie stöhnte unter der Last, die sie trug. „Nein, Micha“, sagte sie, „der König wird uns nicht helfen. Nur noch Gott kann uns zu unserem Recht verhelfen.“

„Ja, wie denn?“, rief ich. „Was könnte Gott denn tun? Und wenn er's kann – worauf wartet er noch? Soll er ein Donnerwetter schicken und alle bösen Reichen mit einem Blitz erschlagen!“

„Das tut Gott nicht“, sagte meine Mutter. „Gott straft nicht. Gott spricht. Gott will den Tod der Reichen nicht. Er will, dass sie sich ändern.“ „Wie will er sie denn bewegen?“, fragte ich. „Sie sind ja hart wie Stein!“ „Micha“, sprach sie, „Von Zeit zu Zeit schickt Gott seine Boten. Propheten nennt man sie. Die sagen in Gottes Namen, was recht und unrecht ist vor Gott. Und manchmal werden sie gehört.“ „So einen muss ich finden!“, rief ich. Ich hatte plötzlich neuen Mut. Ich packte eilig ein paar Sachen. „Gib acht“, sagte meine Mutter. „Gott mit dir.“

Ich ging zum zweiten Mal nach Jerusalem und sah mich um. Und Jerusalem war genau so prächtig, so reich und so schön, wie ich es in Erinnerung hatte. Ich hasste es. Ich fluchte und sprach: „Ich wünsche dir Verderben!“ Ich sah ja jetzt, wie faul der Glanz in Wirklichkeit war.

Ich sah Frauen in ihren teuren Gewändern, geschminkt und geschmückt. Ich sah sie Honigkonfekt naschen. Die Witwe aber, in der Gasse, erhielt ein trockenes Stück Brot. Ich sah die Männer ihre Opfertiere treiben und wusste, was sie dachten: „Gott sei Dank. Wie gut, dass du uns lieber hast als all die Fremden und die Armen, als alle, die nicht sind wie wir.“ „Wir sind ja alle Gottes Kinder“, sagte ich vor mich hin. „Ihr aber kennt ihn nicht.“ Ich sah das Blut an ihren Händen und verstand: Es ekelt Gott wie mich. Ein kleines Mädchen bettelte, ein Junge durchwühlte den Müll. „Nein, Gott!“, rief ich. „Das ist nicht zu ertragen. Nicht einmal damals in Ägypten war es schlimmer!“

So kam ich auch zum Marktplatz. Da hatten sich viele Menschen versammelt. In ihrer Mitte stand ein Mann, der laut und heftig sprach. „Jesaja, der Verrückte!“, hörte ich die Menschen sagen. „Erfüllt von göttlichem Geist.“ Und andere lachten und gaben zurück: „Wohl eher vom Geist des süßen Weins!“ Göttlicher Geist? Ich horchte auf und drängte mich nach vorn. War dieser Jesaja etwa ein Prophet? Einer, wie ich ihn suchte? Nein – nicht so, wie ich ihn suchte! Dieser Jesaja sah reich und vornehm aus, so wie unser Herr, so wie die verhassten Reichen. „Das ist er nicht!“, dachte ich enttäuscht.

Aber dann hörte ich seine Worte. Was soll ich sagen: Er sprach aus, was ich manchmal träumte: „Lasst uns teilen!“, rief er. „Lasst uns Frieden schaffen. Lasst Gerechtigkeit walten! Wir feiern zusammen ein Fest: Arme und Reiche, wir sind alle Kindes Gottes!“

Ach, diese Träume – wie lange ist das her! Ich dachte inzwischen, sie sind dumm. Aber Jesaja sagte: „Sie sind von Gott!“ Jesaja vertraute darauf, dass die Leute ihm glauben würden. Dass sie umkehren und sich ändern würden – für Gott und ihre Kinder. „Jesaja!“, dachte ich. „Wenn das gelingt! Wenn du das erreichen könntest! Ein Wunder, ein Wunder Gottes wäre es!“

„So spricht Gott!“, rief Jesaja. „Was soll ich mit euren Opfern? Gebt lieber den Armen, was sie brauchen! Gebt den Witwen und den Waisen ein Zuhause! Glaubt ihr denn, ihr könnt im Rauch eurer Opfer verbergen, wie

ungerecht und hartherzig ihr seid? Glaubt ihr denn, ihr könnt mich mit dem weißen Fell eurer Opfertiere betören, so dass ich euch mehr Segen schenke? Ihr habt genug, mehr als genug! Starr seid ihr geworden, gefühllos und faul!“

„Ja“, dachte ich, „der Mann hat recht! Ich glaube wirklich, er ist Gottes Bote.“ Ich fragte die Leute. Aber die winkten bloß ab. „Ach, der Jesaja ... Ein Spinner, ein Verrückter. Noch nicht lange, da war er wie wir: reich, vornehm und vernünftig. Nun aber hat er Fieber! Behauptet, er habe Gott gesehen. Sagt, er soll uns warnen. Sein armer Vater, diese Schande! Wahrscheinlich liegt es an der Frau! Jesaja hat geheiratet, weißt du? Die ist auch verrückt. Weißt du, wie die beiden ihren Sohn genannt haben: Eile-Beute-Raube-Bald! Als ob uns ein Unheil droht!“ Da dachte ich an den Krieg in der Welt und dass wir leicht bald Beute werden können.

„Herr“, sagte ich, als sich das Volk verlaufen hatte. „Ich teile deinen Traum.“ Jesaja kauerte am Boden, müde, traurig. Er hob den Kopf und sah mich an. Er sah mein staubiges Gewand und meine nackten Füße. Er lächelte mich an. „Oh ja“, sagte er. „Die Armen hören gern, was ich zu sagen habe. – Die Reichen aber nicht und auch nicht ihre Frauen, so eitel und achtlos, wie sie sind.“ „Herr“, sagte ich und schämte mich für meine nackten Füße. „Ich denke nicht an mich. Ich denke, dass dieses Volk zugrunde geht, wenn seine Herren alle Türen schließen. Wenn sie sich nicht mehr rühren lassen, von Menschen nicht noch Gott. Wenn sie sich allzu sicher wissen im Reichtum und im Schutz von Gott.“

„Tut mir leid“, sagte Jesaja. „Ich wollte dich nicht kränken. Du willst also nicht Brot und Fleisch von mir, sondern Hoffnung?“ Er hob die Schultern. „Tut mir leid“, sagte er wieder. „Ich weiß jetzt selbst nicht mehr weiter. Ich hoffe, dass sie auf mich hören und sich ändern – für Gott und ihre Kinder. Jedoch: Die Ohren sind verstopft und mehr noch ihre Herzen. So dass sie hören und hören doch nicht; sehen und sehen doch nichts ein.“

„Ich will dir helfen“, sagte ich. „Du sprichst, wie ich schon lange denke.“ „Du – mir?“ Jesaja fand mich überheblich. „Ich glaube auch“, sagte ich, „dass Gott die Opfer gar nicht will.“ Da nahm er mich beim Arm. „Wer du auch bist: Komm mit!“

Später, als Jerusalem bereits belagert wird, sieht König Hiskia ein, dass Jesaja und Micha recht haben: Ihr Lebensstil hat die Menschen in Israel von Gott getrennt. Er ruft zur Umkehr – mit Erfolg:

Jerusalem veränderte sein Angesicht. Da schwanden Schmuck und Schminke und allzu farbenreiche Kleider. Die Großen und die Reichen gingen wie einst das Volk in öder Wüste: in einfachen und groben Kleidern. Und immer mehr auch ohne Schuhe. Die Türen der Häuser standen weit offen. In den Gassen konnte man Arme und Reiche einander treffen sehen. Sie sprachen miteinander und fanden voll Staunen: Sie hatten noch immer eine gemeinsame Sprache! Sie sangen die gleichen Lieder.

Ganz Jerusalem lobte Gott. Sie schrien zu Gott auf den Plätzen und Straßen. Und täglich, von Morgen bis Abend, im Tempel. Sieh uns doch an!, riefen sie. Sieh unser Elend! Sieh: Unter Schminke und Schmuck sind wir noch immer dieselben!

Es reicht nicht, sagte der König einmal zu mir. Flüchtlinge kamen aus allen Städten von Juda. Dort war Assiriens Heer schon gewesen. Es reicht nicht, Micha. Was können wir sonst noch tun? Damit Gott uns wieder nahe kommt?

Du weißt, was Gott will und was euch gut tut, sagte ich nur. Lebt nach Moses Geboten. Lebt in der Liebe. Und traut auf Gott. Jesaja aber war bei den Flüchtlingen und gab ihnen Trost. Ich sehe Licht nach dem Dunkel, verkündigte er.